

OTTO FRIEDRICH BOLLNOW
BRUCHSTÜCK ÜBER DIE ANSCHAUUNG*

Gaston Bachelard bekennt einmal: »Was könnten die Philosophen doch lernen, wenn sie die Dichter läsen.« Das steht bei ihm offenbar in engem Zusammenhang mit der andern Stelle: »Die Dichter und Maler sind geborene Phänomenologen.« Die phänomenologische Leistung der Dichter (und der Maler) wäre es dann, die diese für den Philosophen so bedeutsam, ja unentbehrlich macht. Aber: ist Phänomenologie nicht eine philosophische Kunst, von einer bestimmten philosophischen Schule entwickelt und zur Vollendung gebracht, also etwas, was der Philosoph ganz aus eigenem zu leisten vermag, wozu bedarf es da noch des Umwegs über die Dichtung? Und was meint Bachelard überhaupt mit Phänomenologie? Er nimmt das Wort offenbar nicht im engeren Sinn der phänomenologischen Schule mit den in ihr ausgebildeten Verfahren der phänomenologischen Reduktion und der dadurch ermöglichten Wesensschau, sondern in einem freieren Gebrauch, nämlich als die Fähigkeit, die Dinge in ihrer reinen ursprünglichen Gegebenheit sehen zu lassen, als die Anleitung zu einem unbefangenen Anschauen der Welt.

Dann aber ergibt sich die Frage: Wozu bedarf es dafür noch einer Anleitung? Ist die Anschauung nicht die erste und einfachste Leistung im Aufbau menschlicher Erkenntnis? Insbesondere die empiristischen Theorien haben uns deutlich gemacht, wie alle Erkenntnis von den Anschauungen zu den Begriffen aufsteigt, und die Pädagogik hat den Ausgang von den Anschauungen zum Grundprinzip der Didaktik erhoben. Ist das nicht ganz selbstverständlich? Was kann daran noch so problematisch sein?

Und dennoch ist es falsch. Es ist eben ein Irrtum anzunehmen, wir brauchten nur die Augen aufzuschlagen und könnten dann schon sehen, nämlich frei und unbefangene die Dinge anschauen. Klaus Giel ist in einer leider noch ungedruckten Arbeit diesen Zusammenhängen nachgegangen und hat für die Pädagogik die Folgerungen aus gewissen philosophischen Entwicklungen der letzten Jahr- [67/68] zehnte gezogen. Diese Folgerungen scheinen mir für die Didaktik umwälzend und auch für den Philosophen bedenkenswert. Sie dürften auch grade in unsrer Frage weiterführen.

Wir müssen davon ausgehen, daß die Auffassung des Empirismus, am Anfang stehe das Material einfacher Empfindungen und auf ihm müsse man dann schrittweise aufbauen, falsch ist. Es gibt grundsätzlich keinen solchen Anfang unsrer Erkenntnis, keinen archimedischen Punkt, Wir befinden uns vielmehr schon immer in einer bekannten und verstandenen Welt, wir können uns in dieser Welt bewegen, wir können mit den uns umgebenden Dingen umgehen, das heißt sie sinnvoll behandeln. Wir können der Entstehungsgeschichte dieser Einsichten hier nicht weiter nachgehen. Dilthey, Bergson, Dewey würden dabei wohl die wesentlichsten Rollen spielen. Nur als auf einen für die weiteren Überlegungen besonders geeigneten Ausgangspunkt greife ich auf Heidegger zurück, der diese Verhältnisse auf eine sehr einfache Formel gebracht hat: im alltäglichen Verhalten in der Welt sind uns die Dinge »zuhanden«, bereit zum praktischen Gebrauch. Aber: so gut ich mit den Dingen umzugehen verstehe und dies im ständigen Gebrauch auch immer besser lerne, so komme ich doch nie zu dem, was nach der empiristischen Ansicht am Anfang stehen sollte: zur reinen und unbefangenen Anschauung. Wie Gehlen es so überzeugend herausgearbeitet hat: ich erkenne die Dinge an gewissen Minimalcharakteren, gewissermaßen den Handgriffen, an denen ich sie fasse. Diese Minimalmerkmale sind gewissermaßen Gebrauchsanweisungen, die mir sagen, wie ich die Dinge anfassen, wie ich mit den Dingen umgehen soll. Aber immer bin ich dabei schon einge-

* Erschienen in: Gestalt, Gedanke, Geheimnis. Festschrift für J. Pfeiffer, Berlin 1967, S. 67-73. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

geschlossen in ein System dieser Verkürzungen, dieser »Entlastungen«, wie in einem Käfig. Ich komme nie an die Dinge selbst. Oder mit Dewey: ich bin im System meiner Lebensgewohnheiten. Die Frage aber bleibt: wie komme ich zur reinen Anschauung, zur Theorie im ursprünglichen Wortsinn?

Eine Antwort scheint sich hier anzubieten: Wo der gewohnheitsmäßige Umgang versagt, wo das natürliche Verhältnis gestört ist und der Mensch zur Besinnung ge- [68/69] zwungen ist, da muß er aus dem unmittelbaren Umgang heraustreten und die Sache aus einem größeren Abstand betrachten, um die Ursachen der Störung und Möglichkeiten zu ihrer Beseitigung zu finden. Das ist bei Heidegger die Stelle, wo das Zuhandensein in das bloße Vorhandensein umschlägt, oder bei Dewey, wo die Gewohnheit durch eine auftauchende Schwierigkeit gestört ist und als Mittel zur Behebung dieser Schwierigkeit das Bewußtsein entsteht. Hier wird der Mensch aus den ihm selbstverständlich scheinenden Gewohnheiten aufgescheucht. Er wird zum Nachdenken gezwungen. Er muß den Gründen nachgehen, die Zusammenhänge sich durchsichtig machen. Hier entsteht die Theorie im modernen Sinn des Worts.

Aber damit ist auch die Grenze gegeben. Diese moderne Theorie ist eine Theorie um der Praxis willen. Sie zielt zurück auf die Praxis. Dadurch ist die Hinsicht gegeben, in der man die Dinge betrachtet und in der allein man sie betrachtet. Der Blick wird so niemals frei zur vollen Unbefangenheit des Schauens. Und wenn die Störung dann beseitigt ist, dann tritt auch – darin hat Dewey sicher recht – das Bewußtsein wieder zurück. Der alltägliche Umgang spielt sich wieder ein. Dieser durch die Unterbrechung des natürlichen Lebensverlaufs bedingte Weg führt also nicht weiter. Er bleibt in der Befangenheit der Praxis und führt niemals zu so etwas wie einer reinen Anschauung.

Um diese zu gewinnen, muß etwas anderes gegeben sein: die freie Muße, mit der der Mensch aus dem Getriebe des praktischen Lebens heraustritt, wo er nichts mehr von den Dingen will, sondern nur noch anschaut, frei und unbefangen, ganz den Dingen hingegeben. Das ist das Wunder des Durchbruchs durch die praktischen Bedürfnisse. Jetzt löst sich der Blick von der Gebundenheit an die das Verhalten dirigierenden Minimalmerkmale und wird frei für die Fülle der sinnlichen Qualitäten des Gegenstands. Die Welt liegt plötzlich da wie am ersten Schöpfungstag, noch von keinerlei menschlichem Zweckdenken befleckt. So etwas scheint auch Platon mit seinem Staunen gemeint zu haben. Aber das Verhängnisvolle ist, daß es dem Menschen selten aus eigener Kraft gelingt, sich zu einem solchen reinen Anschauen zu erheben. Auch die großen existentiellen Erschütterungen, die Angst und die Verzweiflung, werfen den Menschen wohl auf die Innerlichkeit seiner eigensten Existenz zurück, vermögen das Wesentliche dessen, um das es dem Menschen in seinem Leben geht, vom Unwesentlichen zu trennen, aber sie geben nicht den Blick frei für ein solches offen nach außen gewandtes Anschauen, für das vielmehr eine ruhig und heiter gestimmte Verfassung erforderlich zu sein scheint.

Hier scheint mir der schon genannte Ansatz Giels seine Stelle zu haben. Man kann in der Didaktik nicht einfach von der Anschauung ausgehen. Die Anschauung steht niemals am Anfang, sondern immer schon die Erfahrung des praktischen Umgangs. Wohl aber kann man mit erzieherischer Kunst zur Anschauung hinführen. Dazu aber hilft es nicht, daß man den Kindern die Dinge nahebringt, indem man sie mit ihnen hantieren läßt, im Gegenteil, man muß ihnen die Dinge aus der Hand nehmen, damit sie, vom Zwang des Umgangs befreit, es lernen, ehrfürchtig und hingegeben nur noch anzuschauen, und sie so zurückführen zu jenem Ursprung unsres Weltbezugs, der niemals einfach am Anfang liegt, sondern erst in der Anstrengung des Rückgangs zu gewinnen ist. Man muß die Kinder erst zu ihrer Kindlichkeit erwecken, indem man sie aus der Altklugheit ihres gewohnten Daseins zurückführt zur ursprünglichen Quelle der Anschauung. Erst in diesem Zusammenhang gewinnt die Didaktik ihre letzte Würde als die die Menschheit verjüngende Kraft.

Hier setzt dann zugleich die Leistung der Kunst ein, von der wir ausgingen; denn wie wenig sind die Lehrer bisher gewillt und imstande, diese Aufgabe zu erfüllen, und wenn es ihnen gelingt, wie wenig bleibt im späteren Leben von dem damals Erreichten zurück! Der Mensch wird wieder aufgesogen von den engen Bedürfnissen des praktischen Lebens. Hier aber kann die Kunst weiterhelfen; denn sofern der Mensch sie im täglichen Leben überhaupt bemerkt, reißt sie ihn heraus und zwingt ihn, das Auge erstaunt aufzutun zum reinen Schauen.

Man verdeutlicht sich das vorbereitend am besten an der Malerei. Grade der Impressionismus war eine große [70/71] Schule des Sehens. Die Maler dieser Zeit haben es immer wieder ausgesprochen, daß es darauf ankäme, alles zu vergessen, was sie von der Welt wußten, um nur noch zu malen, was sie sehen. (Denn normalerweise sehen wir ja von den Dingen, wie sich im einzelnen zeigen läßt, nicht, was uns optisch gegeben ist, sondern was wir von ihnen wissen.) So haben wir seitdem alle von den Impressionisten sehen gelernt, in ihrer Schule haben wir uns von dem unsre Wahrnehmung »entlastenden« Wissen befreit und sind wahrhaft sehend geworden. Hier sind wir an den Ursprung einer reinen Anschauung zurückgekehrt, der im alltäglichen Leben durch das vorgreifende Verständnis schon immer übersprungen war. Wieder also bestätigt sich der tief im rätselhaften Wesen des Menschen verwurzelte Zusammenhang, daß der reine Ursprung nicht als selbstverständlich am Anfang vorhanden ist, sondern erst in ausdrücklicher Anstrengung freigelegt werden muß, daß der Mensch sein eigenstes Wesen erst in der Rückkehr zum Ursprung verwirklichen muß.

Ähnlich liegt es auch bei der Dichtung. Wenn wir von der tiefsinnig in der deutschen Sprache enthaltenen Möglichkeit Gebrauch machen, das Wort »sehen« in einem allgemeineren Sinn für jedes Auffassen einer Wirklichkeit zu verwenden, so können wir sagen: auch die Dichtung läßt uns sehen. Bleiben wir zunächst im Bereich der sichtbaren Welt. Was ist es beispielsweise, was uns an der dichterischen Schilderung einer lange bekannten Stadt so ergreift, etwa an Nietzsches »Venedig« oder Trakls »Salzburg«? Daß durch das Gedicht das Auge frei geworden ist zum Sehen, daß das, was sonst im Alltagsleben niedergehalten war, jetzt frei geworden ist. Wir stehen da und spüren: ja, so ist es; im Grunde habe ich es immer gewußt, aber erst durch das Gedicht ist es mir klar geworden. Nur ist es hier weniger die optische Oberfläche, sondern der Stimmungsgehalt und die in ihm offenbarte Wesenserkenntnis. Und so ist es allgemein: menschliche Gefühle, menschliche Haltungen und menschliche Konflikte, das ganze Geschehen des menschlichen Lebens wird uns erst sichtbar im dichterischen Wort; erst an seiner Leitung finden wir es in der Wirklichkeit. Wir sind bereichert durch die Fülle, die uns [71/72] so zugänglich wird. Daher die eigentümliche Beglückung, die von der Dichtung ausgeht; denn die Dichter lehren uns immer wieder das ehrfürchtige Staunen vor der reinen, unberührten, ewig morgendlichen Wirklichkeit, die uns in der Befangenheit unsrer Geschäfte aus dem Blick gekommen war.

Diese Leistung scheint es vor allem zu sein, die Bachelard im Auge hatte, als er die Dichter als geborene Phänomenologen bezeichnete. Wenn die Phänomenologie sich als die von aller verdeckenden Theorie befreite Darstellung des Gegebenen verstand, wenn sie ihre Aufgabe darin sah, »das was sich zeigt, so wie es sich von ihm selbst her zeigt, von ihm selbst her sehen (zu) lassen«, so erscheint sie darin als der Versuch, das Platonische Staunen mit methodischen Mitteln herbeizuzwingen oder wenigstens vorzubereiten. Aber der bewußten denkerischen Anschauung sind enge Grenzen gesetzt. Doch was sich ihrem Zugriff immer wieder entzieht, wird ihr im Werk der Dichtung geschenkt: reine, noch durch keinen zudringlichen Gebrauch entstellte Wirklichkeit.

Vielleicht fällt von hier aus auch ein neues Licht auf die phänomenologische Reduktion. Was dort als Aufhebung des Realitätsmoments bezeichnet wird, ist richtiger vielleicht als die Aufhebung des Zuhandenheitscharakters der Dinge, der Bindung an die Interessen des praktischen Umgangs und der durch sie bedingten »Entlastungen« zu deuten. Im Grunde ist es ja

schon der alte Schopenhauersche Gedanke, daß erst der von der Knechtschaft des Willens befreite Blick die Ideen zu erfassen imstande sei. Nur könnte man das, was hier als Erfassung des »Wesens« oder der »Ideen« bezeichnet wird, vielleicht einfacher als die ursprüngliche, von allen Verdeckungen befreite Anschauung bezeichnen. Und die »Reduktion« der Phänomenologen wäre dann nicht ein bloßes Ansehen von etwas oder ein Außer-Geltung-setzen auf der theoretischen Ebene, sondern im strengen Sinn des Worts die Zurückführung, nämlich das Zurückführen des ganzen Menschen zur Kraft seiner ursprünglichen Anschauung, die niemals von selbst gegeben ist, sondern zu der der Mensch erst geführt werden muß. Weil dies aber in der reinsten Form [72/73] in den Werken der Dichtung gelingt, verstehen wir den angeführten Satz: »Was könnten die Philosophen (und nicht nur die Philosophen!) doch lernen, wenn sie die Dichter läsen.«